

Der gleißende Wurm

In einen und denselben Begriff ist oft ganz Verschiedenes zusammengefloßen. Die mythische Kuh konnte den Donner versinnbildern, das Wasser und die fruchtbare Erde. Nicht wunderbar! Es sind Naturerscheinungen und ihrer mythischen Steigerung liegen Lebensäußerungen eines und desselben Tieres zugrunde. Aber es gibt Wesen, die in der Vielfalt ihrer mythischen Ausdeutung Dinge von wesentlich verschiedenen Ebenen in sich vereinigen, angefangen von der sachlichen Naturbeobachtung bis zum Gebiet des Sittlichen und der transzendentalen, der übersinnlichen Welt.

Die ältere und die jüngere Edda, diese beiden Erkenntnisbücher nordgermanischer Götter- und Heldensage, kennen die Midgardschlange, ein ungeheures Tier in Schlangengestalt, das, im Weltmeer liegend, den „Garten der Mitte“, die Erde, völlig umschlingt. Die Edden bezeichnen sie als den gottverhaßten Wurm und als die Feindin der Menschen; denn sie wird einst wesentlich beitragen zum Untergang der jetzigen Weltordnung, wenn sie den Schwanz aus dem Maule fahren läßt und im Verein mit den übrigen Unholden über die Welt herfällt... Ganz klar, daß diese Midgardschlange auf einer uralten Anschauung, auf einer wirklichen Beobachtung beruht; sie ist der Ozean selber, der nach der Betrachtungsweise des ganzen indogermanischen Kulturkreises die scheibenförmig gedachte Erde rings umschlingt; sie ist letzten Endes nichts anderes als der „Erdumfasser Poseidon“ des griechischen Mythos oder die Meeressäugerin Amphitrite, die „am langen Saum der Länder ihre Arme ausstreckt“, wie der Dichter Ovid in seinen Metamorphosen singt. Diese Urschau der Weltmeerschlange gehört zu den einfachsten, größten, zwingendsten. Wo immer der Mensch von Küstenebenen her über die Unruhe der Dünen oder vom Innern des Landes über die Wirrungen der Berge und Klüfte hinausblickte — da lag draußen dieses Gewaltige, nach links und rechts Unendliche, mit dem dunklen Rücken wie eine Schlange ruhend, oder im Schimmer des Sonnen- und Mondlichts wie von Gold gleißend, für den Urmenschen der unerbittliche Abriegler der Welt, einst aber ihr Zerstörer. Denn dieses in sich wie ein Ring Geschlossene und darum nur mit der Schlange Vergleichbare wird einst den Schwanz fahren lassen, d. h. an einer Stelle wird der Ozean in seiner vollen Breite über die Küsten hereinstürzen.

Dieser einfache und große Schlangenmythos ist nun schon in der Edda keineswegs mehr in seiner ursprünglichen Größe und Einfachheit erhalten. Denn um dies schon hier zu sagen: die Edda ist ein Alterserzeugnis der vorchristlichen Welt und ihr Inhalt verrät deutlich die durchlaufenen Entwicklungsstufen. Schon ist ihr die große Schlange nicht mehr der Ozean selbst, schon liegt sie im Meere als ein gleißender Wurm und kann, die Dumme, durch einen Köder zum Schnappen verlockt werden wie der nächste beste Fisch; schon ist sie — „Seeschlange“. Es klingt noch riesenhaft genug und es wird noch heute germanische Jungen mit Lust erfüllen, wenn sie in der Hymiskvidha, der Sage vom Riesen Hymir, lesen, wie Thor und Hymir

zusammen zum Fischen ausfahren, wie der Riese am Hamen zwei starke Wale allein aus den Fluten hebt und wie Thor die Midgardschlange, für die er ein Stierhaupt an die Angel gesteckt hatte, tapfer zum Schiffsrand emporzieht und ihren häßlichen Kopf mit seinem Hammer trifft, so daß sie — aber keineswegs tot — wieder ins Meer hinabsinkt; aber bei all dem grotesken Humor wird der Erwachsene hier doch an jene bekannten Anglerkämpfe mit dem zwölfpfündigen Hecht erinnert, die, ob nun Fischerlatein oder Tatsachenbericht, in den neuzeitlichen Edden, den Zeitungen, so gern gelesen werden... Man darf sagen, daß unsere fränkischen Erinnerungen an die Midgardschlange trotz ihres viel bescheideneren Gehabens eine ältere, ursprünglichere Vorstellung verraten als jenes Heldenangelstück. Ja, wir besitzen noch die Weltmeerschlange in unserem Sagenschatz; nur ist freilich auch sie stark verlandet; denn seit 1500 Jahren haben die Franken das Meer nicht mehr gesehen, und weil es im Binnenfrankenland auch keine großen Seen gibt, ist aus dem Weltmeer etwa ein Teich im Innern des Staffelbergs geworden und darin lebt die Midgardschlange als ein Fisch, aber, wie sich's nach dem Urmythos gehört, mit dem Schwanz im Maul; dies ist hier mit der Riesengröße des Fisches begründet, der in seinem Höhlengefängnis kaum mehr Platz findet, während in der Ur Sage damit nur das Incinanderrinnen der Weltmeerfluten seinen Ausdruck fand. Wenn nun seine Zeit gekommen, läßt der Staffelbergfisch den Schwanz fahren — der Berg zerbrst — die Wasser brechen hervor und begraben das Land ringsum in ihren Fluten. So ist ganz folgerichtig die große Weltkatastrophe zu einer Sintflut für das Obermainland zusammengeschumpft. „Vor 150 Jahren“, ließ sich Elise Gleichmann erzählen, „hat ein Gutsbesitzer sein Anwesen am Fuß des Staffelbergs deshalb billig verkauft, weil er zu jener Zeit das Wasser tief innen im Berg immer mächtiger rauschen hörte und fürchtete, der unendlich große Fisch, dessen Zeit kommen sein dürfte, wolle einmal schnalzen.“ Hier belauschen wir das Volk auf einer zusätzlichen Sage, die zugleich für das zähe Weiterleben der Ur Sage Zeugnis ablegt. Ein Gutsverkauf am Fuß des Staffelberges — warum sollte nicht wirklich jemand vor 150 Jahren dort sein Gut verkauft haben? Aber die Gedanken des Volkes kreisten eben nimmermüde um den Berg und seinen geheimnisvollen Inschwimmer und brachten einen vielleicht nur ihm schwer verständlichen Gutsverkauf mit der angenommenen Furcht vor der drohenden kleinen Götterdämmerung zusammen.

Doch der Staffelbergmythos ist auch an sich ganz prachtvoll in der Wohlbegründetheit seiner Verörtlichung. Wie uns Karl Spiegel gezeigt hat, denkt sich die Volksmeinung unterirdische Wasser mit Vorliebe in gewitterabweisenden Bergen; so auch im Schwabberg, ohne daß dorthin die zusammengeschumpfte Midgardschlange verlegt würde; sie, die Volksmeinung, geht von dem Gedanken aus, daß eben die Wasseransammlung im Bergesinnern die Gewitter spalte und vertreibe. Doch wo könnte man, selbst nach unserem heutigen Wissen, einen unterirdischen See sich besser denken als in dem höhlenreichen Schwammkalk des Jura, zumal bei einem Berg, an dessen Flanke

schon die „Querkeleslöcher“ (Zwergelöcher) auf innere Höhlenbildung hinweisen? In der Fischsage des Staffelbergs liegt eine auch erdgeschichtlich wohlbegründete Sagenverörtlichung vor; und ich darf in diesem Zusammenhang daran erinnern, daß vor längeren Jahren, als der Plan auftauchte, ein großes Scheffeldenkmal in Gestalt eines mächtigen Turmes auf dem Staffelberg zu errichten, der damals schon erblindete, namhafte Bamberger Geologe Friedrich Theodor Schrüfer davor warnte, mit dem Hinweis auf die Aushöhlung des Berges. Doch nicht nur das! Die heutige Sage ist in ihrem ersten Teil selbst naturwissenschaftlich. Sie besagt nämlich, daß sich in alter Zeit auf dem Staffelberg ein kleiner Teich befunden habe. In diesen legte Kunigund unter allerhand Zeichen und Sprüchen einen kleinen Fisch und füllte dann den Teich selbst mit Steinen an, sodaß der Fisch nach der Meinung des Volkes zugrunde gehen mußte. Doch sie versprach, daß das Wasser sich tief im Staffelberg ein anderes Bett suchen würde . . . **V e r k a r s t u n g !** Versickerung oberirdischer Gewässer im Jura, vom Volk beobachtet und gewissermaßen an den Anfang der alten Sage gesetzt! Hochbedeutsam ist schließlich das Auftreten **K u n i g u n d e n s**, durch deren Einführung die **G e s c h i c h t e** zur Um- und Ausgestaltung des Mythos beiträgt. Indem die fromme Gemahlin Kaiser Heinrich II. hier selbst den Schicksalsfisch einsetzt, der bestimmt ist, einst das Land zu verwüsten, tut sie etwas ihrer sonstigen Rolle als Wohltäterin des Landes völlig Entgegengesetztes. Sie wächst aus ihrer geschichtlichen Rolle heraus zu urweltlicher und zu einer im Grunde fast abschreckenden, furchtbaren Größe. Nach der nordischen Sage, die hier, was sonst nicht immer der Fall ist, als gemeingermanisch angesprochen werden darf, ist die Midgardschlange eines der drei Kinder, die Loki mit dem Riesenweib Angurboda in Jötunheim erzeugte; die beiden anderen sind der Fenriswolf und Hel, die Totengöttin. So gut das Herkommen der Midgardschlange erklärt werden muß, **w e n n** einmal die Menschen über die fragenlose Urschau hinausgeschritten sind und nach dem „Woher“ auch bei den Naturerscheinungen fragen — so gut muß die Volkssage die Herkunft des Staffelbergfisches zu erklären versuchen. So rückt die fromme Kaiserin, die in der Geschichte so deutlich erkennbare Tochter des Grafen Siegfried von Luxemburg, die Heilige der Kirche — sie rückt, sage ich, in unmittelbare Nähe jener teils furchtbaren, teils abstoßenden Gestaltungen des Mythos, neben Loki und Angurboda, und läßt auf ihre zarten, lebenswürdigen Schultern das gewaltige Erbe menschlicher Urschau. Daß sie freilich dazu ausersehen wurde, spricht deutlich genug für ihr **A n s e h e n** im Volk.

Wir sehen: die echte Volkssage ist alles andere eher als Willkür, als wirre Erfindung von Traumköpfen; sie ist sachlich und seelisch aufs festeste begründet. Durch eines der fränkischen Gegenstücke zum Staffelberg wird dies womöglich noch deutlicher. Die Gegenstücke sind: hinter der **S t o l l b u r g** im Steigerwald ein See, in dem die Ritter ihre Pferde schwemmen, ehemals so tief, daß man den Grund nicht erreichen konnte; auf seinem Grunde liegt eine Schlange rings herum. Ferner: der Liebfrauensee in **K i s s i n g e n**, der

mit dem Golf von Biskaya zusammenhängt; drin schläft ein riesiger Fisch, andere Lesart: ein Riese; wenn der aufwacht und sich erhebt, wird das Wasser das ganze Saaletal überschwemmen. Ganz besonders aber: der Frickenhäuser See. Dieses Gewässer ist merkwürdig genug und wurde früher wie eine Art Naturwunder bestaunt. In der Nähe von Frickenhausen bei Mellrichstadt liegt es zwischen Felswänden, als Füllgewässer eines mächtigen Erdfalls, gespeist von unterirdischen Quellen, kalt, farblos; zuweilen wirkt der See ohne sichtbaren Anlaß trüb: das bewirken, sagt das Volk, die riesigen Fische, die auf seinem Grunde stehen. Woher kommen sie? Vom fernen Weltmeer, mit dem der See in unterirdischer Verbindung steht... Das Volk erzählt, ein Jäger schoß einst auf eines dieser Ungetüme, das an die Oberfläche gekommen war; aber obwohl getroffen, stieg der Fisch ganz ruhig in die Tiefe hinab, als wäre nichts geschehen; so wie einst die Midgardschlange in die See zurücksank, als sie Thors Hammer unsanft berührt hatte. Doch eine Schuppe hatte ihr der Jäger weggeschossen: sie war so groß wie ein Suppenteller. — Auch die Fische im Frickenhäuser See sind Schicksalstiere des Landes, dem sie Unheil bringen werden. Nicht ganz ungewarnt! Die Wächtertrompete Heimdalls, Gjallhorn, dessen scharfe Klänge die Asen vorm Einbruch der Götterdämmerung zum Kampf aufruft, wurde — zur Turmuhr von Königshofen! Diese wird an dem Unglückstag von 1 bis 300 schlagen. Aber es nützt so wenig wie Heimdalls Warnrufe: die Fische im Frickenhäuser See zertrümmern mit wütenden Schwanzschlägen das Felsenbett und ganz Frankenland wird von der Flut begraben. Der letzte Schritt in der Entwicklung dieses Mythos ist nun der gewesen, daß Schlange oder Fisch überhaupt verschwindet und nur das unheilvolle Gewässer übrigbleibt, das eines Tages aus unbekanntem Grunde ausbricht.

Auch hier wolle man die seelischen Voraussetzungen bedenken. Das Weltmeer ist den Blicken der Binnenlandsbewohner längst verschwunden; aber nicht erloschen ist die Erinnerung an die uralte Prophetie vom Weltuntergang und an die Rolle, die das Meer dabei spielen wird —, genährt doch auch wohl in christlicher Zeit durch die neutestamentliche Prophezeiung vom Weltende. In dieser — Matthäus 24, 15 bis 35 — ist zwar nicht ausdrücklich vom Meer die Rede, aber es ist als sicher anzunehmen, daß viele Prediger beim Ausdeuten vor allem der Stelle „et virtutes caelorum commovebuntur“, die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden, auch dem Weltmeer seine Rolle zuteilten. Indessen ist das Meer so fern und die Siedlungen der Menschen liegen teilweise so hoch, daß der Binnenmensch das Hereinbrechen des Meers in seine Heimat sich kaum vorstellen kann und im Grunde seines Herzens keine rechte Angst davor empfindet: ein See muß an seine Stelle treten, und dieser rettet die Vorstellung von der zerstörenden Gewalt des Wassers. Diese Gewalt kennt der Binnenlandmensch sonst nur als Folge von Wolkenbruch oder Schneeschmelze; da nun nach weit verbreitetem Volksglauben eine Sintflut als Folge unendlicher Regengüsse nicht mehr kommen wird, bleibt nur der drohende See, mit oder ohne Schicksalsfisch.

Diese Schicksalstiere der fränkischen Sage sind nichts anderes als Schicksalsvollzieher; von einer unbekanntenen Macht gesandt wirken sie als Naturgewalten schlechthin. Es ist notwendig, von dieser Erkenntnis aus noch einmal auf die Midgardschlange der Edda zurückzukommen. Diese ist, wie gesagt, der von Göttern und Menschen gehaßte Wurm; scheußlich ist ihr Haupt, entsetzlich ihr Rachen, ihr Hauch ist Gift, das noch beim eigenen Untergang den Bezwinger Thor zugrunde richtet. Wie weit sind diese Vorstellungen von den ursprünglichen entfernt! Ja, das Meer zischt wie eine Schlange; die Sturmflut kann mit dem Losschießen auf die Beute verglichen werden, der Schaum der Brandung mit dem Schlangengeifer; aber das Gift der Midgardschlange widerspricht dem heilenden, stärkenden Hauch der Seeluft. Böse ist jenes Ungetüm und gehaßt wird es wie das Böse. Somit sind wir bei jener Vorstellung, die mit dem Schlangenglauben der meisten Völker unzertrennlich verbunden zu sein scheint. Ich brauche nicht auszuführen, daß diese Vorstellung begründet ist in der eigentümlichen Natur der Schlange, die sie den Menschen widerlich oder fruchterregend macht. Jedenfalls bedeutet es aber schon ein hohes Emporsteigen aus der Ebene der einfachen Naturbeobachtung, wenn so viele Völker die Schlange geradezu als das Böse sehen und sie zum Mythos des bösen Prinzipis erheben.

Dieses aber gilt besonders von der phantastischen Sproßform der Schlange, dem Drachen. Weltweite Gesichtskreise öffnen sich beim Nennen dieses Wortes: lebt ja kaum ein Kulturvolk, das nicht die Vorstellung des Drachen künnte, in dessen Mythos nicht der Drache eine Rolle spielte, jenes Fabelwesen, das zum Symbol und Wappentier eines so ungeheuren Volkes und Reiches wie des chinesischen werden konnte. Fabelwesen? Ist's rein sachlich genommen, nicht doch vielleicht mehr? — „Schlange“ und „Drache“ sind nicht immer und überall reinlich voneinander zu scheiden; schon das griechische Wort „drakon“ — wovon auf dem Umweg über das Lateinische auch der deutsche „Drache“ entlehnt ist — bezeichnet sowohl „Schlange“ als „schlangenhähnliches Ungeheuer“, wie z. B. die berühmte Lernäische Wasserschlange, die Herakles tötete, dieses Scheusal mit den neun Köpfen (— die Brüder Auvera haben es samt seinem Bezwinger für das alte Ehrenhofgitter der Würzburger Residenz gemeißelt); und jedenfalls bleibt auch den germanischen, dem deutschen Drachen immer ein gutes Stück Schlangennatur, vor allem der lange, geringelte Schweif, und daher heißt er ja „linttrache“, Schlangendrache, und „lintwurm“, Schlangewurm. Der Kopf allerdings wird meist echsen- oder krokodilähnlich gedacht, und das ist z. B. bei der Darstellung des Drachen am Turm der Pfarrkirche zu Reckendorf bei Bau nach der Fall. Zu dieser sozusagen aus dem Leben genommenen Einzelheit kommen aber dann beim deutschen Drachen in der Regel zwei Beine (man beachte, wie auch der schon fast Mythos gewordene „Tatzelwurm“ meist zweibeinig geschildert wird) — und Flügel; der richtige Drache ist nämlich geflügelt. Diese Eigentümlichkeiten: geringelter Schlangenschwanz, Zweibeinigkeit, Flügel, echsenartiger Kopf habe ich u. a. an einem frühgotischen

Drachenbild in der Zisterzienserkirche zu Eusserthal in der Pfalz beobachtet, und daß dieses Bild sich über einer (zerstörten) Grabplatte befindet, läßt die eindeutige Erklärung zu, daß der *T o d* hier dargestellt ist, der, wie der Teufel nach Petrus I, 5, 8 „umhergeht wie ein brüllender Löwe, suchend, wen er verschlinge.“ Man könnte nun fragen, warum dieses Drachenwesen nicht schon im urgermanischen Mythos erscheint, soweit wenigstens die Edda diesen erkennen läßt. Die Antwort ist nicht allzu schwer: dieser schlangenschwänzige, zweifüßige, seltener vierfüßige, geflügelte Drache mit dem gewaltigen, zahnbewehrten Kopf und Rachen ist, wie der Vogel Greif (vom griechischen „gryps“) eine frühe Entlehnung aus dem griechisch-römischen Kulturkreis, wahrscheinlich unter dem mitbestimmenden Einfluß jener römischen Cohortenfahnen der Kaiserzeit, die einen Drachen zeigten. Die, man darf sagen, bezwingende Gewalt der Drachenvorstellung, seit den Tagen der alten Sumerer, Babylonier, Chinesen, Inder bewährt, hatte es nicht schwer, einheimische Unholde wie den Fenriswolf, die Midgardschlange und ihre Nachbilder in den Hintergrund zu drängen. Und, wie ich glaube, wurde dies den Sü germanen dadurch erleichtert, daß sie die Überreste merkwürdiger urweltlicher Tiere kennen lernten, die wohl auch schon anderwärts auf der Erde zur Gestaltung des Drachenbildes beigetragen hatten. In der Edda kommt bezeichnender Weise das Wort *Drache* (*dreka*) nur in der unechten 64. Strophe der *Völuspá* vor; hier fehlte eben die Anschauung; als aber die Franken, die Alamannen, die Baiern in die Landschaften der deutschen Trias und besonders bis zum Jura vorrückten, werden sie auch schon im Frühmittelalter gelegentlich mit Überresten der gewaltigen Drachen der Vorzeit, der *Saurier* bekannt geworden sein, deren Riesenhaftigkeit nichts zu wünschen übrig ließ und deren sonstige Wesenheit der Einbildungskraft weitesten Spielraum öffnete. Mit Überresten! Denn „lebendige Drachen der *Saurierzeiten* hat auch der Urmensch nicht mehr gesehen“ — so schrieb ich einst selber. Ich stehe aber nicht an, dahinter jetzt ein Fragezeichen zu setzen. Seitdem vor der Ostküste Afrikas ein heute noch lebender Fisch gefangen wurde, der für die Paläontologie vor 150 Millionen Jahren lebte — seitdem ist äußerste Vorsicht gegenüber der Frage geboten, was alles der Urmensch von Tieren der Vorzeit noch gesehen haben kann. Wir werden uns vorsichtigerweise auch daran erinnern, daß das Menschengeschlecht der ältesten Zeit in einem tropischen oder subtropischen Klima gelebt haben muß. In den Tropen aber lebt heute noch eine Tierart, die den „Drachen“ ähnlicher ist als die *Saurier*: die *Warane*, jene sehr großen Echsen, deren Erscheinung drachenhaft genannt werden darf. Nach dem Volksglauben lebten die Drachen gerne in Höhlen (Goethe: „In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut“); nun, bei dem *Bindenwaran*, *Varanus salvator*, in Indien und in der malaiischen Inselwelt, einem ganz schönen Drächlein von 9 Fuß Länge, ist dies noch heute der Fall.

Es ist nun gewiß eine großartige Urschau, dem als Schlange gesehenen Ozean vergleichbar, wenn in alten Völkersagen der rachenaufsperrende Drache als

Mythos des gähnenden Chaos, des urweltlichen Abgrunds erscheint; doch bei den Indogermanen eignet ihm ein scheinbar nebensächlicher Zug, der aber stärkste Beachtung verdient. Bei ihnen ist der Drache mit den Begriffen des stehenden Wassers und besonders des Sumpfes eng verbunden. Das lernäische Untier ist eine Wasserschlange; der Drache des Mars, den Kadmos, der Gründer Thebens, tötete, haust in einer Quelhöhle; und was von den mittelalterlichen Drachen zu halten, faßte Schiller, als er den Lindwurm der Insel Rhodos zu schildern hatte, in die Worte: „Halb Wurm erschiens, halb Molch und Drache, gezeuget in der gift'gen Lache.“ Ja, vom giftigen Sumpf kommen die Drachen her; und man möchte eigentlich fragen, warum die widrige Erscheinung der Sümpfe, gegen die der Mensch der alten Zeit im Grunde recht wenig auszurichten vermochte, und die namentlich in Germanien seit dem Eintritt der niederschlagsreichen Hallstattzeit einen so großen Raum einnahmen — der Sümpfe mit ihren Gefahren für Leben und Gesundheit der Menschen, mit ihren Mückenschwärmen, ihrem häßlichen Aussehen, ihrer gefährlichen Tücke — warum also die Sümpfe nicht schon in urgermanischer Zeit eine mythische Gestaltung wie das Weltmeer erhalten haben. Sie waren ja doch Feinde des Menschen im großen Stil! Die Antwort wird lauten dürfen, daß es einen solchen Urmythos des Sumpfes wohl gegeben hat, daß wir ihn aber nicht genauer kennen; seinen schon stark ins Menschliche oder ins Teuffisch-Hexenhafte gewendeten Ausdruck dürfen wir in Gestalten wie dem Unhold Grendel und seiner Mutter erblicken, die der Angelsachse Beowulf besiegte; solche und ähnliche Gestalten wurden durch den Sumpfdrachen verdrängt. Wer aber diesen besiegt, ist ein Wohltäter der Menschheit, er sei ein Gott oder ein Sterblicher, er heiße Herakles oder so, wie — der Schuster von Eibelsstadt in Franken, der, als lanzenkundiger alter Landsknecht, das Städtchen, seine Wahlheimat, von einem grimmigen Lindwurm befreite. Merkwürdig! Auch dieser sehr späte Drache — er soll nach den Plünderungszügen des Markgrafen Albrecht Alcibiades 1552 den Eibelsstädtern zu schaffen gemacht haben — auch er haust im Sumpf, will sagen: im Stadtgraben. Ohne Zweifel ist die Lindwurmsage ein altes Erbgut dieses fränkischen Städtchens gewesen; sie hat nur im 16. Jahrhundert eine zeitgemäße Auffrischung erfahren. Daß sie auch hier sehr altertümlich ist, verrät die Mischung zweier Züge. Jünger ist dieser: Der alte Landsknecht hat an seinen Lagerfeuern gehört, man könne jeden Lindwurm erlegen, wenn man ihm den Saft des Bilsenkrautes ins Herz impfe; worauf er denn auch seinen Speiß mit dem Saft der Giftpflanze bestreicht, die er sich am Lindelbacher Berg holte. Sowie aber dann der Drache auf ihn einstürmt — da ist vom Bilsenkraut und seiner Wirkung nicht mehr die Rede; da ist der biedere Landsknecht-Schuster ganz der alte Sagenheld; da schleudert er mit voller Kraft seinen Speer in den Rachen des Tieres; dieses bäumt sich auf, ein Blutstrahl schießt aus seinem Rachen und es stürzt verendend in seinen Sumpf, nämlich in den Stadtgraben. Heldenkraft hat den Drachen gefällt. Dieses große Bild hat in den Eibelsstädtern viele Jahrhunderte gelebt, bevor es blessierte Landsknechte des Albrecht Alcibiades gab.

Daß nun die uralte Sage gerade in einem kleinen Städtchen verörtlicht wurde, ist bemerkenswert genug und öffnet den Blick in eine vielgerühmte Besonderheit der fränkischen Landschaft und des fränkischen Volkstums. Die fränkische Kleinstadt ist das Entzücken der Fremden und ist längst bekannt in dem für ihre Reize empfänglichen Teil des deutschen Volkes. Aber wolle man sie nicht nur mit den Augen romantischer Liebe, mit dem Sinn für Idyllenhaftigkeit betrachten! Wolle man bedenken, daß ihre Mauern und Türme kein Kinderspiel gewesen sind und keinem zärtlichen Schönheitsempfinden ihr Dasein verdanken! Daß diese Mauern, Wehrgänge und Türme für die kleinen Städte, inmitten einer staatlich zerrissenen Landschaft, bitterer Ernst gewesen sind, und — daß die Bürger dieser kleinen Gemeinwesen sich in vielen Kriegsläufen hinter diesen Mauern heldenhaft gewehrt und mehr als einmal überlegene Feinde mit blutigen Köpfen heimgeschickt haben, wie etwa die von Ochsenfurt den Markgrafen Albrecht Achilles und die von Kronach im Frankenwald nicht weniger als viermal die Schweden und ihre Verbündete! Mit Recht hat darum gerade im oberfränkischen Kronach das tapfere Bürgertum der fränkischen Kleinstädte sein Ruhmesmal durch die Ehrensäule der „geschundenen Männer“ erhalten, die Fürstbischof Philipp Valentin Voit von Rieneck 1654 errichten ließ, mit der Inschrift: „His tribus fortibus enituit nobile Cronachium“, durch diese drei Helden hat das edle Kronach Ruhmesglanz gewonnen. Ja, die fränkischen Kleinstadtbürger waren Spießbürger im guten alten Sinn des Wortes; und wenn die Eibelstädter zur Bekämpfung des Lindwurms ihren Spieß dem früheren Landsknecht in die Hand drückten, so bewundere man wieder die feine Seelenkunde der Volkssage: ganz leise fließt hier das Gefühl herein, daß sie vielleicht im Laufe der Zeiten sich des Waffenhandwerks entwöhnt hatten und darum der Mithilfe des ehemaligen Berufskriegers bedurften, den sie aber doch auch wieder zu dem Ihrigen machten. So eröffnet der Bürgerlandsknecht noch ein Tor zur Erkenntnis der fränkischen und auch der deutschen Geschichte. In dem Gefühl, daß ihnen die Waffenhilfe der Berufskrieger nützlich sein könnte, haben ja die deutschen Städte des Mittelalters nicht ungerne diesen Berufskriegern das Bürgerrecht gewährt und sie — in den rheinischen Gebieten — als „Glevenritter“, Ritter mit der Gleve, der Hakenlanze, ganz allgemein aber als Pfahlbürger oder auch als Vollbürger gegen die Verpflichtung der Waffenhilfe zu den Ihrigen gemacht. Und ein edler Ritter war guten Endes auch der Schuster von Eibelstadt, ein letzter Erbe und Nachfahr von Siegfried, dem Drachentöter.

Fränkische Landschaften

Der Spessart

Von Joseph August Eichelsbacher

Die erste Begegnung

Erst im Alter von zehn Lebensjahren machte ich Bekanntschaft mit „dem Land meiner Väter“. Es war in den ersten Ferien, die ich nach der Versetzung meines Vaters aus den „Heiligen Ländern“ (Haßbergland) in die Mitte Mainfrankens im Hause des Großvaters verlebte. Die Großeltern wohnten in dem Spessartdorfe, das mit seinem ansehnlichen „Posthaus“ noch das Gedenken daran vererbte, daß hier jahrhundertlang eine bedeutende Poststation der kaiserlichen Thurn- und Taxisschen Post bestanden hatte. So manche Erinnerung aus jenen Bubenjahren blieb mir im Gedächtnis, zumal sich die gleichen Erlebnisse von Jahr zu Jahr wiederholten und durch spätere Forschungsarbeiten begründet wurden.



Allsonntäglich saß ich am kleinen Guckfenster der großväterlichen Wohnstube, das infolge der Schrägstellung des Hauses zur Straßenfront den Blick auf die langgestreckte Dorfstraße erlaubte. Da zogen die Männer und Frauen aus „Stammerich“*) in der Grafschaft auf ihrem Sonntagskirchgang nach Michelrieth in ihren alten Trachten die Straße herab. Die Männer trugen den langen blauen Rock aus glänzendem Tuch, der weit übers Knie herabging, mit breitem Armelaufschlag und großen Taschen, darunter eine schöne verzierte Weste mit 24 — 30 blinkenden Silberknöpfen, weite lange Hosen, die schwarze Schleifenhalsbinde über dem schneeweißen flachsgewebten Hemde mit Umliegekragen

*) Steinmark